

Zeitschrift: Freiburger Geschichtsblätter
Herausgeber: Deutscher Geschichtsforschender Verein des Kantons Freiburg
Band: 101 (2024)

Buchbesprechung: Rezensionen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 01.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

REZENSIONEN



Dörthe Führer, Mikkel Mangold, *Katalog der mittelalterlichen Handschriften des Franziskanerklosters Freiburg*, Basel 2023, 499 S., zahlr. Abb.

Es ist ein Glücksfall für die Erschliessung der Kulturgüter von Freiburg, dass zwei Fachleute sich in jahrelanger Arbeit mit der Bibliothek des Franziskanerklosters (Cordeliers) in Freiburg beschäftigt haben. Die beiden Handschriftenforscher Dörthe Führer aus Zürich und Mikkel Mangold aus Basel untersuchten im Auftrag des Kuratoriums zur Katalogisierung der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Handschriften der Schweiz die 82 mittelalterlichen Handschriften der Cordeliers. Das Kuratorium wurde im Jahr 1989 unter massgeblicher Beteiligung von Freiburger Mediävisten gegründet und gehört der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften an. Es unterstützt kleinere Bibliotheken, die nicht über die nötigen Mittel und Fachleute verfügen, bei der Erschliessung ihrer Handschriftenbestände (siehe www.codices.ch). Der umfangreiche, sorgfältig gestaltete Cordeliers-Katalog ist eine Frucht dieser Forschungsarbeit. Der Katalog wurde von 2019 bis 2023 erarbeitet, am 14. November 2023 wurde er in einer Vernissage der Öffentlichkeit vorgestellt, und auch in den beiden Freiburger Tageszeitungen erhielt er eine ausführliche Würdigung.

Die Beschreibungen der einzelnen Handschriften, die den Hauptteil des Katalogs ausmachen, sind dicht gedrängt und vollgepackt mit teilweise kodierten

Informationen; als Lektürestoff sind sie entschieden nicht geeignet. Jede Handschrift wird nach den Regeln der Wissenschaft minutiös untersucht und beschrieben, sozusagen wie in einer Radiographie durchleuchtet: zuerst ihr Äusseres, Einband, Lagen (Hefte), Beschreibstoff (Pergament oder Papier), Schrift und Hände, Ausstattung, Entstehung, Herkunft, Erwerbung und Geschichte, Benützungsspuren usw. Dann wird ihr Inhalt beschrieben und identifiziert, werden die Texte mit anderen Fassungen beziehungsweise mit gedruckten Ausgaben verglichen und Ergänzungen oder Bemerkungen notiert. Im Unterschied zu heutigen Büchern kann eine mittelalterliche, insbesondere eine spätmittelalterliche Handschrift mehrere, auch ganz unterschiedliche und voneinander unabhängige Teile beziehungsweise Werke enthalten. Bücher konnten fest eingebunden sein, dafür gab es im Franziskanerkloster eine eigene, vom Konventualen Rolet Stoss in den 1460er-Jahren eingerichtete Buchbinderwerkstatt. Oder die Werke konnten in Form von lose zusammengefügten Heften aufbewahrt werden. Sie bildeten in diesem Sinne nicht abgeschlossene Einheiten, sondern eine sichere Aufbewahrungsform für verschiedene Texte. Die Fülle an Informationen wird am Ende des Katalogs durch umfangreiche Register erschlossen, im Fall des vorliegenden Katalogs durch ein Register der Namen, Orte und Sachen, ein Register der Initien (Text- beziehungsweise Versanfänge), ein Verzeichnis der Hymnen, ein Verzeichnis der Predigtanfänge sowie ein Verzeichnis der Verse und Sprüche.

Lesenswert auch für Nicht-Fachleute ist hingegen die fünfzigseitige Einleitung. Sie präsentiert wichtige Ergebnisse aus der Erschliessung der Handschriften. Einen überraschenden Einstieg bietet der berühmte Nelkenmeisteraltar aus der Zeit um 1480 in der Franziskanerkirche. Darauf ist, von den Besuchern kaum beachtet, eine Reihe von Büchern verschiedener Arten und Zustände, fast schon wie eine gemalte Bibliothek, in den Händen von Heiligen oder auf Tischchen abgebildet. Als Schöpfer dieses Bildprogramms gilt der Franziskanerkonventuale Jean Joly (um 1440–1510), dessen Bücher den grössten Teilbestand der Bibliothek ausmachen.

Die Minderbrüder des heiligen Franz von Assisi (gest. 1226), welche Besitz aufgrund ihres Armutsideals ursprünglich radikal ablehnten, hatten zunächst ein kritisches Verhältnis auch gegenüber Büchern und Bücherbesitz. Erst im Laufe der Zeit wandelte sich ihre Haltung gegenüber Büchern und geistlicher Gelehrsamkeit. Nicht nur einzelne Konventualen durften nun für ihr Studium und für ihr Predigtwirken Bücher besitzen. Auch die Konvente waren für diese Aufgaben, für die Liturgie und für ihre Rechtsgeschäfte auf eine gut ausgestattete Bibliothek angewiesen. Die Anfänge der Bibliothek der Cordeliers in Freiburg gehen in die

Frühzeit des im Jahr 1256 gegründeten Klosters zurück. Die erste Erwähnung des Konvents als funktionierende Niederlassung findet sich in einer Notiz der Bibliothek. Hier wird auch das Kloster als Versammlungsort des Provinzkapitels der oberdeutschen Minoritenprovinz im Jahr 1281 erwähnt. Die meisten Manuskriptbände der Bibliothek stammen aber aus dem 14. und 15. Jahrhundert, der geistigen Blütezeit des Klosters wie auch der Stadt Freiburg.

Als eigentlicher Begründer der Franziskanerbibliothek und bedeutendste Gelehrtenpersönlichkeit kann im frühen 15. Jahrhundert Friedrich von Amberg (gest. 1432) bezeichnet werden. Friedrich stammte aus der oberpfälzischen Stadt Amberg. Seine wissenschaftliche Grundausbildung erhielt er am Strassburger Franziskanerstudium. Die nächste Station in seinem Leben war Paris, wo er für sein Studium einen Sentenzenkommentar von Petrus de Candia, ein damals aktuelles Standardwerk, erwarb. In Avignon wurde ihm 1392 der Titel eines Magister theologiae verliehen. Damals war Friedrich bereits Provinzial der oberdeutschen Minoritenprovinz. Im folgenden Jahr ist er erstmals im Franziskanerkonvent Freiburg als Guardian nachgewiesen. In diese Zeit fällt auch die eigentliche Gründung der Bibliothek, die von den liturgischen Handschriften zu unterscheiden ist. Diese wurden in der Sakristei aufbewahrt und wurden für die Messe und das Stundengebet benötigt. Für die Konventsbibliothek mit der Studien- und Gebrauchsliteratur hingegen war ein eigenes Gewölbe vorgesehen, wahrscheinlich ausserhalb des Klausurbereichs. Sie wurde von Beginn an oder kurze Zeit danach als Kettenbibliothek angelegt, das heisst, die Bücher lagen auf Lesepulten auf und waren an Ketten befestigt; sie waren somit gesichert und dennoch für die Benutzung frei zugänglich. Im Katalog werden alle Handschriften beschrieben, sowohl jene in der ehemaligen Konventsbibliothek als auch diejenigen der einstigen Sakristei, die in der Regel schöner ausgestattet sind.

In Freiburg erwarb oder schuf sich Friedrich von Amberg für seine seelsorgische Tätigkeit mehrere Handschriften mit Predigten und Predigtmaterialien wie Exemplasammlungen. Darunter befindet sich diejenige mit den Nachschriften der Predigten des berühmten spanischen Dominikaners Vinzent Ferrer (1350–1419), der im Jahr 1404 in Freiburg, Murten, Payerne, Avenches und Estavayer 16 Fasstenpredigten hielt. Daneben enthält Friedrichs Büchersammlung philosophisch-theologische Texte, die aus Bologna, Paris und Oxford stammen. Fast alle Handschriften in seinem Besitz enthalten zahlreiche Ergänzungen von seiner Hand; sie bezeugen, wie gründlich er mit seiner Bibliothek arbeitete. Auch ordensgeschichtliche Materialien zu den Franziskanern sind vertreten. Friedrich interessierte sich dafür offenbar besonders im Zusammenhang mit dem Armutsstreit. Dieser war

ein epochaler Konflikt im Franziskanerorden um den richtigen Umgang mit dem evangelischen Armutsideal und dem (notwendigen) Besitz und entwickelte sich zu einer zentralen Auseinandersetzung im kirchenpolitischen Kampf zwischen Kaiser und Papst. Abhandlungen, Traktate und Briefe zu diesem Streit gewannen zur Zeit Friedrichs von Amberg im Lichte des Abendländischen Schismas neue Aktualität. In der durch das Schisma auch gespaltenen oberdeutschen Ordensprovinz war Friedrich Provinzialminister der zur Avignonesischen Obödienz gehörenden Partei. Im Konflikt mit Vertretern der römischen Obödienz, in dessen Verlauf er sogar einmal beinahe gefangengenommen wurde, konnte sich Friedrich auf die dem Avignonesischen Papsttum zugeneigte Ratsmehrheit in Freiburg stützen.

Mehrere Codices der Bibliothek kommen aus dem Besitz von Conrad Grütsch (um 1409–1475), einem weiteren bedeutenden Franziskaner. Grütsch stammte aus Basel, erstmals fassbar wird er als Student in Strassburg. Er studierte lange und offenbar auch gerne, am längsten in Paris und danach in Wien. Ab 1437 war er Lesemeister, das heißt Theologieprofessor, in verschiedenen Konventen, in Zürich, Mülhausen und Bern, 1457 und 1459 in Freiburg, wo er bereits 1453 als Guardian nachzuweisen ist. Er war Teilnehmer am Basler Konzil, hatte also eine gewisse Affinität zum Konziliarismus und zur franziskanischen Observanz, welche die strenge Befolgung des Armutsideals verfocht. 1451/52 war Grütsch an der Universität Heidelberg immatrikuliert. Er war ein berühmter Prediger und Verfasser mehrerer Predigten und Predigtsammlungen. Sein Hauptwerk ist eine Sammlung von Fastenpredigten. Seine in Freiburg aufbewahrte eigenhändige Strassburger Studienhandschrift enthält viel Sprachphilosophisches und Metaphysisches. Texte einer alchemistischen Rezeptsammlung zeugen vom vielfältigen und nicht ganz regelkonformen Interesse Grütschs.

Eine dritte prägende Persönlichkeit des Freiburger Franziskanerklosters im Spätmittelalter ist der bereits erwähnte Jean Joly, auf den der grösste Teilbestand der Büchersammlung zurückgeht. Joly stammte aus Freiburg. Nach dem Studium der Philosophie und der Theologie am studium generale der Franziskaner in Strassburg kam er nach Freiburg zurück und wirkte hier als Guardian. Anschließend belegte er einen Studienplatz in Avignon und zuvor vielleicht in Paris, aber nach kurzer Zeit kehrte er in seine Heimatstadt zurück. Hier wirkte er ab 1472 und erneut ab 1481 – vermutlich bis zu seinem Tod 1510 – als Guardian.

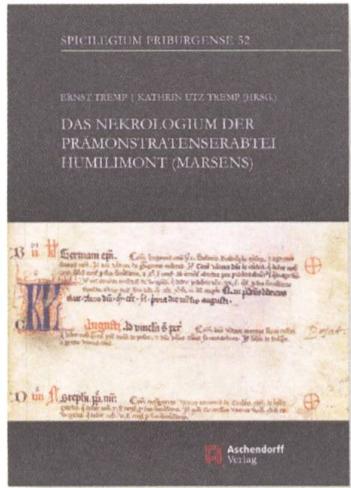
Die dreissig zum Teil eigenhändig geschriebenen Handschriften aus Jolys Besitz erlauben Einblicke in das spätmittelalterliche Bildungswesen und in seine persönlichen Interessen, wie sie für Gelehrte seiner Zeit nur möglich

sind. Joly hatte die Eigenheit, Material aufzubewahren, das keinem praktischen Zweck mehr diente. So finden sich beispielsweise Übersetzungsübungen oder eine Strafarbeit als Erinnerung an seine Schulzeit. Von seinen breiten Interessen als Theologe, Seelsorger, Bibliophiler und organisatorisch begabter Guardian seines Klosters zeugen Schriften zur Naturphilosophie und Logik, Einführungswerke zu Aristotelischer Philosophie, zu Theologie und Jura, Schriften zu Beichte und Predigt, unter Anderem eine Exzerptsammlung über die Bestrafung der Seelen im Purgatorium, Werke zur Geschichtsschreibung, zu Medizin, Astronomie und Astrologie, ein Traktat mit Zukunftsvorhersagen in arabisch-astrologischem Gewand sowie Rezeptsammlungen, darunter mehrere Weinrezepte in französischer Sprache. Auffällig sind überhaupt in Jolys Handschriften – welche wie die meisten Codices in der Bibliothek überwiegend in Latein geschrieben sind – viele deutsche und französische Elemente in Liedern, Erbauungsschriften und so weiter; da begegnen sich beide Sprachen in bunter Folge, was für die sprachlichen Verhältnisse im damaligen Freiburg charakteristisch ist.

Diese Einblicke in die Einleitung haben deutlich gemacht, wie reichhaltig und vielfältig der Ertrag des neuen Handschriftenkatalogs der Cordeliers ist. Er erschliesst das geistliche und intellektuelle Leben im spätmittelalterlichen Franziskanerkloster, das damals in der Stadt Freiburg eine führende Stellung innehatte. Der Katalog ist als Buch veröffentlicht worden, er kann aber auch kostenfrei als PDF vom Schwabe Verlag (<https://schwabe.ch>) heruntergeladen werden: Wer sich noch mehr in die Bibliothek der Cordeliers vertiefen möchte, für den steht eine Auswahl von zur Zeit 26 Codices als digitale Vollfaksimile samt Beschreibungen auf www.e-codices.ch zur Verfügung.

Einen integralen Bestandteil des Katalogs bildet der Einleitungsteil in französischer Übersetzung: *Introduction au catalogue des manuscrits médiévaux du Couvent des Cordeliers Fribourg* (56 S.), der separat gebunden ist und zusammen mit dem gedruckten deutschsprachigen Katalog ausgeliefert wird. Diese Zweisprachigkeit des darstellenden, auswertenden Teils des Katalogs erleichtert den Zugang für französischsprachige Benutzer. Dadurch wird das gelehrte Grundlagenwerk auch für Geschichtsforscher und Geschichtsfreunde in der Westschweiz und vor allem in Welschfreiburg leichter zugänglich gemacht. Dieses zusätzliche Angebot der Herausgeber und ihrer Geldgeber ist sehr zu begrüßen.

Ernst Tremp



**Ernst Tremp, Kathrin Utz Tremp (Hg.),
Das Nekrologium der Prämonstratenser-
abtei Humilimont (Marsens), Münster 2022 (Spi-
cilegium Friburgense, Bd. 51), XI+185 S.**

L'abbaye de Prémontrés d'Humilimont (Marsens) fut fondée entre 1136 et 1141, et supprimée en 1580, ses biens étant remis aux Jésuites de Saint-Michel à Fribourg : cela explique qu'elle soit si méconnue. Pourtant, le document édité ici montre bien combien il vaut la peine de s'y intéresser. Il s'agit d'un nécrologe réalisé en 1338, prenant la suite d'un premier nécrologe perdu, et continué. Passé aux Jésuites, il parvint finalement aux Archives de l'État de Fribourg où il est conservé aujourd'hui ; il est d'ailleurs numérisé et disponible sur <https://www.e-codices.unifr.ch>. Son intérêt réside dans le fait qu'il éclaire les liens entre cette communauté et les autres abbayes de Prémontrés, le clergé de la région, mais aussi la noblesse locale ainsi que des laïcs plus modestes. En effet, Humilimont devint un lieu important pour l'inhumation et la *memoria* – c'est-à-dire la commémoration des morts – des familles nobles, même si avec ses cinq à six granges, l'abbaye avait un modèle économique fondé largement sur l'agriculture.

Le manuscrit de 113 feuillets de parchemin est composé du martyrologe d'Usuard, c'est-à-dire une liste de saints, composée à l'origine au IX^e siècle, de la règle de saint Augustin que suivaient les Prémontrés, enfin d'un nécrologe, soit un calendrier où sont notés pour chaque jour les noms des frères, sœurs ou fidèles pour lesquels la communauté devait prier, en particulier célébrer une messe-anniversaire. Les deux premiers textes étant bien connus et édités depuis longtemps, les éditeurs se sont occupés uniquement du nécrologe, inédit jusque-là. Il compte 674 enregistrements, datant de 1338 (mais, donc, reprenant des éléments plus anciens) jusqu'à la fin de l'abbaye.

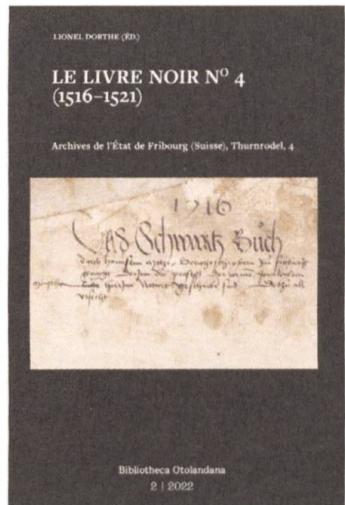
Les deux éditeurs montrent dans leur solide introduction, d'abord par une analyse fine, quelles ont pu être les sources mobilisées pour le réaliser, et formulent l'hypothèse (p. 23) qu'il a pu lui-même servir de source pour forger une

fausse charte de fondation de l'abbaye. Le nécrologe devient obituaire, montrent les éditeurs, lorsqu'il sert d'abord à consigner les obligations de prière et d'actions charitables ; Ernst Tremp et Kathrin Utz Tremp expliquent comment ces types documentaires ont évolué, mais révèlent aussi les différentes sortes de commémorations liturgiques ainsi que les donations de pitances pour les frères et de distributions de nourriture aux pauvres. L'analyse des quelque 900 noms mentionnés dans l'obituaire représente un des points forts de l'introduction. L'intime connaissance que les éditeurs ont de la noblesse régionale leur permet en effet de présenter avec une grande richesse d'information les réseaux gravitant autour d'Humillimont, fondateurs ou fidèles y ayant élu sépulture. Les femmes jouent d'ailleurs un rôle non négligeable, en particulier dans les premières années de l'abbaye, lorsqu'elle était encore double, c'est-à-dire accueillant – séparément – hommes comme femmes.

La connaissance des élites régionales fait également tout l'intérêt de l'édition elle-même. Le texte – si la première main est très lisible, les suivantes sont bien plus difficiles – est restitué avec une grande sûreté, dans une mise en page agréable et en attribuant chaque enregistrement aux différentes mains à l'œuvre dans le volume. Un index permet de retrouver les noms recherchés. Mais surtout, la plupart des toponymes et des personnes sont identifiés et présentés dans les presque 500 notes de bas de page.

Pour résumer, Ernst Tremp et Kathrin Utz Tremp ne proposent pas seulement une édition sûre d'un document important, mais fournissent en même temps son analyse, à la fois savante et accessible, et un instrument biographique très précieux.

Olivier Richard



Lionel Dorthe (Hg.), *Le Livre noir no 4 (1516–1521)*. AEF, Thurnrodel, 4, Staatsarchiv Freiburg 2022 (Bibliotheca Otolandana, Bd. 2).
Vorwort Agostino Paravicini Baglioni, 210 S., Abb.

Lionel Dorthe ist einer der besten Kenner der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Kriminalitätsgeschichte. Er hat den Doktortitel 2015 mit einer Dissertation über die Strassenräuber (Briganten) und Gewohnheitsverbrecher in Lausanne (1475–1550) erworben¹ und 2022 zusammen mit Rita Binz-Wohlhauser in der Sammlung der Schweizerischen Rechtsquellen die Freiburger Hexenprozesse des 15.–18. Jahrhunderts herausgegeben,² ein Unternehmen, das in ganz Europa seinesgleichen sucht. Seit 2015 arbeitet er im Staatsarchiv Freiburg, wo er in den Turmrodeln, die schon als Basis für die Edition der Hexenprozesse dienten, ein reiches Betätigungsfeld für seine Interessen gefunden hat. Die Turmrodel mit den Geständnissen der in den Türmen der Stadt eingesperrten Verbrecher:innen bilden eine Serie von 40 Registern, die von 1475 bis 1799 reicht. Die ersten sieben Bände werden wegen ihres schwarz eingefärbten Umschlags Schwarzbücher genannt. Sie werden schon seit 1393 erwähnt,³ sind aber erst seit 1475 überliefert. Die ersten drei Bände wurden 1998 durch Patrick J. Gyger an der Universität Lausanne (unter der Leitung von Prof. Agostino Paravicini Baglioni) herausgegeben⁴ – nun hat sich Lionel Dorthe des vierten Bandes angenommen. Dieser wurde vom Gerichtsschreiber

1 Lionel Dorthe, *Brigands et criminels d'habitude. Justice et répression à Lausanne (1475–1550)*, Lausanne 2015 (Bibliothèque historique vaudoise, Bd. 142).

2 Rita Binz-Wohlhauser, Lionel Dorthe (Hg.), *Freiburger Hexenprozesse 15.–18. Jahrhundert / Procès de socellerie fribourgeoise du XV^e au XVIII^e siècle*, 2 Bde., Basel 2022 (Sammlung Schweizerischer Rechtsquellen FR I/2/8, auch online).

3 Kathrin Utz Tremp, *Das erste zweisprachige Notariatsregister von Freiburg (1407–1427)*. Staatsarchiv Freiburg, Notariatsregister, 31, Staatsarchiv Freiburg 2021 (Bibliotheca Otolandana, Bd. 1), S. 18.

4 Patrick J. Gyger, *L'épée et la corde. Criminalité et justice à Fribourg (1475–1505)*, Universität Lausanne 1998 (Cahiers lausannois d'histoire médiévale, Bd. 22).

Hans Motzi geführt, dessen Biografie Dorthe vor allem aufgrund der Besatzungsbücher eingehend erforscht hat (S. 20ff.). Hans Motzi – oder bereits sein Vater Louis – stammte möglicherweise ursprünglich aus Romont, wo er im gegebenen Fall Musta geheissen haben könnte. Im Jahr 1511 übernahm er das Freiburger Bürgerrecht seines Vaters und machte wahrscheinlich eine Lehre beim Notar und späteren Stadtschreiber Jost Zimmermann. Am 20. November 1515 erhielt Hans Motzi vom Rat die Erlaubnis, als «geschworener Notar» zu arbeiten, noch nicht aber diejenige, Testamente aufzunehmen; sein erstes Testament datiert erst vom 14. März 1517. Dieses steht in einem der neun Notariatsregister, die er hinterlassen hat (Staatsarchiv Freiburg, NR 128, 132-138, 3347). In den Jahren 1516–1518 und 1520 ist Motzi als Gerichtsschreiber und zugleich als Kornschreiber belegt (Kornschreiber bis 1529), 1534–1536 als Einzieher, 1541–1545 als Landschreiber. Seit 1518 sass Hans Motzi im Rat der 200, zunächst als Vertreter des Burg- und seit 1522 als solcher des Spitalquartiers. In dieser Eigenschaft starb er 1546; der letzte Eintrag in eines seiner Notariatsregister stammt vom 3. Juli 1546.

Die offizielle Sprache der Kanzlei der Stadt Freiburg war seit deren Beitritt zur Eidgenossenschaft 1481 beziehungsweise zwei Jahre später das Deutsche, doch scheint man auch die französische Sprache weiterhin beibehalten zu haben, was vielleicht mit ein Grund war, dass der Frieden zwischen dem französischen König Franz I. und den Eidgenossen nach der Schlacht von Marignano (1515) ein Jahr später in Freiburg geschlossen wurde. Aber auch mit den Angeklagten scheint man sich in ihrer jeweiligen Sprache verständigt zu haben; jedenfalls sind von den 20 Fällen des vierten Schwarzbuchs 13 in französischer (Nr. 1, 3, 4, 6, 7, 13–20) und sieben in deutscher Sprache (Nr. 2, 5, 8, 9–12) protokolliert; diese «Protokolle» bestanden weitgehend aus den Geständnissen der Angeklagten. Das Gericht setzte sich aus Mitgliedern des Kleinen Rats zusammen, die sogar während eines Verfahrens wechseln konnten; erst später wurden auch Mitglieder der Räte der 60 und der 200 herangezogen. Die Mitglieder des Gerichts wechselten auch von einem Gefängnis zum anderen, doch tagten sie wohl vor allem im «Bösen Turm» (heute verschwunden, beim jetzigen Museum für Kunst und Geschichte). Hier wurden auch die Folterwerkzeuge aufbewahrt; von 20 Angeklagten wurden drei gefoltert, alle mit dem Seil. Das Gericht wurde von dem als Richter fungierenden Grossweibel präsidiert, der sich immer wieder Instruktionen beim Kleinen Rat einholen musste. Es war auch der Kleine Rat, der das Endurteil fällte, das häufig im Ratsmanual aufgezeichnet wurde. Wenn es ein Todesurteil war, musste es durch den Rat der 200 (Grosser Rat) bestätigt werden. Dann wurde es samt den Geständnissen der Verurteilten vor dem Rathaus in Anwesenheit des

Schultheissen, der vier Venner und des Grossweibel der versammelten Bevölkerung vom Gerichtsschreiber vorgelesen. Die Geständnisse mussten von den Verurteilten auf den Knien bestätigt werden. Die Verurteilten baten Gott und die Obrigkeit um Entschuldigung, wobei Letztere die Strafe mildern konnte (zum Beispiel durch die Enthauptung anstelle des bei lebendem Leib vorgenommenen Räderns).

Nach der Zeremonie auf dem Rathausplatz wurden die Verurteilten dem Henker übergeben, der sie aufs Gintzet führte (mit einem Zwischenhalt in der Kapelle Miséricorde, an der Stelle der heutigen Universität), und dort wurde die Strafe vollzogen. Diese entsprach dem Verbrechen: ein:e Hexe:r wurde verbrannt, ein Strassenräuber aufs Rad geflochten, ein:e Dieb:in gehängt (Tabelle S. 36). Von den 20 Personen, die im vierten Schwarzbuch erscheinen, wurde nur eine nicht zum Tod verurteilt, nämlich Collette Born (Nr. 4): Anstelle ertränkt zu werden, wurde sie an den Pranger gestellt und anschliessend verbannt. Eine der interessantesten Fälle ist derjenige der Anna Lamettin (Laminit) (Nr. 10), die wegen religiöser Täuschungen (beispielsweise Erscheinungen der hl. Anna, hölzernes Kruzifix, hölzernes blutendes «Jesulein» in einer Wiege) zum Ertränken in einem Sack in der Saane verurteilt wurde. Sie stammte aus Augsburg, wo sie Ähnliches bereits zum Besten gegeben hatte, doch kennt Lionel Dorthe leider die einschlägige Literatur nicht.⁵ Der kurze Prozess, der mit Anna Laminit in Freiburg gemacht wurde, könnte auf den bernischen Jetzerhandel zurückzuführen sein, bei dem die Berner im Jahr 1507 auf ähnliche Betrügereien hineinfieelen, von denen man in Freiburg sicher wusste.⁶

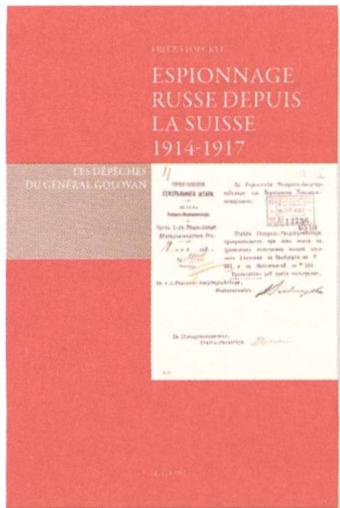
Lionel Dorthe hat aber nicht nur das vierte Schwarzbuch ediert, sondern auch ergänzende Quellen herangezogen, nämlich die Ratsmanuale und die Säckelmeisterrechnungen (Auszüge in Anhang 1 und 2). Die Präsenzlisten der Ratsmanuale erlauben es, die Zusammensetzung des Gerichts zu vervollständigen, denn im Schwarzbuch sind zum Beispiel nur die Quartiere der Venner angegeben, die beim Prozess zugegen waren, in den Ratsmanualen auch ihre Namen. Bei den Verhandlungen im Rat war oft der Schultheiss Peter Falck anwesend, ausser 1517,

5 Friedrich Roth, Die geistliche Beträgerin Anna Laminit von Augsburg (1480–1518). Ein Augsburger Kulturbild vom Vorabend de Reformation, in: *Zeitschrift für Kirchengeschichte* 43/NF 6 (1924), S. 355–417; Albert Büchi, Das Ende der Beträgerin Anna Laminit in Freiburg i. Uechtland, in: *Zeitschrift für Kirchengeschichte* 47/NF 10/1 (1928), S. 41–46.

6 Kathrin Utz Tremp, *Warum Maria blutige Tränen weinte. Die Jetzerhandel und die Jetzerprozesse in Bern (1507–1509)*, Wiesbaden 2022 (MGH Schriften, Bd. 78/I+II), S. 941f. – Besprechung von Georg Modestin, in: FG 100 (2023), S. 342–352.

als er sich zum König von Frankreich, und 1519, als er sich auf seine zweite Pilgerfahrt ins Heilige Land begab. Während die Auszüge aus den Ratsmanualen eindeutig den einzelnen Straftäter:innen zugeordnet werden können, sind die Auszüge aus den Säckelmeisterrechnungen – wie in den Originalen – nach Semestern angeordnet. Die beiden Serien sind seit den 1480er-Jahren in Deutsch verfasst, und hier überzeugen nicht ganz alle Lesarten des Herausgebers. Insbesondere irritiert die Lesart «Fronnasten» (statt «Fronvosten»), die in den Auszügen aus den Säckelmeisterrechnungen immer wieder vorkommt. Eine Überprüfung durch eine:n Historiker:in deutscher Muttersprache hätte diesen Auszügen nicht geschadet. Andererseits überzeugt die Kombination der drei Quellenserien (Turmrodel, Ratsmanuale und Säckelmeisterrechnungen) voll und ganz; auch verdienen die drei Register (das dreisprachige Glossar sowie Orts- und Namenregister) grosses Lob. Dies alles «unter einen Hut zu bringen», war nicht einfach – und ist vorzüglich gelungen.

Kathrin Utz Tremp



Fritz Stoeckli, *Espionnage russe depuis la Suisse 1914–1917. Les dépêches du général Golovan*, Genf 2023
(*Études historiques*, Bd. 7), 187 S., Abb.

Vor vier Jahren ist der Verfasser, emeritierter Professor am Institut für Physik der Universität Neuenburg und hoher Schweizer Milizoffizier, mit einer aufschlussreichen Monographie zur sogenannten Obersten-Affäre hervorgetreten, welche die Schweiz in den Jahren 1915–1916 heftig bewegte (vgl. unsere Rezension in FG 98 [2021], S. 270–273). Dabei ging es (hier in aller Kürze) um die Weitergabe des Tagessbulletins des schweizerischen Generalstabs und – mutmasslich – von abgefangenen und dechiffrierten russischen Depeschen durch zwei Schweizer Generalstabsoberste an die in der Schweiz stationierten Militärattachés Deutschlands und Österreich-Ungarns. Nachdem sie in einer breiteren Öffentlichkeit ruchbar geworden waren, sorgten diese diskreten Dienste vor allem in der Westschweiz für so viel Aufsehen, dass sich der Bundesrat zur Anordnung einer Administrativuntersuchung genötigt sah, welche die Karrieren der beiden Offiziere beendete. In seiner Studie wies Fritz Stoeckli nun aber darauf hin, dass der Informationsaustausch durchaus multilateral war und dass auch der russische Militärattaché in der Schweiz bei seiner Sammeltätigkeit auf einheimische Quellen zurückzugreifen vermochte.

Wenn wir diese Aspekte nochmals in Erinnerung rufen, so geschieht dies aus dem Grund, dass Stoeckli in seinem neuen Buch eine Ausweitung der Thematik vornimmt, indem er die von der Schweiz ausgehende Spionagetätigkeit der russischen Seite in den Jahren des Ersten Weltkriegs – so weit es die Quellen erlauben – beleuchtet. Als Grundlage seiner Untersuchung dient ihm ein Korpus von 78 Depeschen, welche der russische Militärattaché in der Schweiz, Sergej Alexandrowitsch Golowan beziehungsweise Golovan, zwischen September 1915 und Juli 1916 nach Petrograd (vormals St. Petersburg) kabelte. Bei diesen 78 Depeschen, die im russischen Militärarchiv als eigener Fonds überliefert sind, handelt

es sich um ein Teilkorpus – die tatsächliche Anzahl an Nachrichten, die aus der Schweiz nach Petrograd übermittelt wurden, ist um ein Vielfaches höher. Die Auswertung dieses Teilbestands erfolgt einerseits übersichtsmässig, wobei alle Depeschen in Form von tabellarisch aufgelisteten Regesten erfasst sind. Diese Regesten zeigen, dass die Spionagetätigkeit nicht gegen die neutrale Schweiz gerichtet war, sondern dass Letztere als Basis diente, um Informationen über die Kriegsgegner, insbesondere Österreich-Ungarn, zu erhalten. Wiederkehrende Themen sind die Musterungen bestimmter Jahrgänge oder der Einsatz einzelner militärischer Formationen an bestimmten Frontabschnitten. Auffällig ist die hohe Anzahl an Meldungen, die sich auf die österreichische, aber auch die schweizerische Presse abstützen, andere gehen auf russische Agenten zurück. Ein weiteres Interessengebiet, das in der vorliegenden Arbeit aber nur am Rand angesprochen wird, ist die Aktivität der revolutionären russischen Emigranten in der Schweiz.

Achtzehn vom Verfasser als typisch eingestufte Depeschen erfahren eine vertiefte Analyse, indem die nach Petrograd übermittelten Informationen auf ihren Wahrheitsgehalt und ihre Aktualität «abgeklopft» werden. Das Ergebnis dieser Untersuchung ist insofern ernüchternd, als die Informationen nur in rund der Hälfte der Fälle als korrekt eingestuft werden können, wobei keine davon von entscheidender Bedeutung war. Ein weiteres Problem war der Faktor Zeit, da viele Informationen (zu) spät bei ihren Adressaten eintrafen. Die russischen Aufklärungsbemühungen in der Schweiz hatten also einen limitierten Nutzen, wobei Fritz Stoecklis «Schweizer» Befund in etwa demjenigen entspricht, der sich aus der Analyse der aus Frankreich nach Russland gesandten Nachrichten ergibt.

Wie aber war die russische Auslandsspionage während des Ersten Weltkriegs organisiert? Dieser strukturellen Frage geht der Verfasser im ersten Teil seines Buches nach: Eine zentrale Funktion kam den Militärattachés in den verbündeten und den neutralen Ländern zu – in Bern der genannte Sergej Alexandrowitsch Golowan, der über fast die gesamte Kriegsdauer in der Schweiz stationiert war. Deren «Ansprechpartner» war der Generalstab in Petrograd, wobei Letzterem im Juli 1914, kurz vor Kriegsausbruch, das Hauptquartier des Oberbefehlshabers, die «Stavka», vorgesetzt wurde, die in Weissrussland Quartier bezog. Aus dieser Doppelspurigkeit ergaben sich Führungsprobleme, die durch die räumliche Distanz zwischen den beiden Einrichtungen verschärft wurden und die auch den Nachrichtendienst betrafen. Die Militärattachés rapportierten an den Generalstab in Petrograd, der die Nachrichten seinerseits an die «Stavka» weiterleitete. Parallel zu den Agentennetzwerken der Militärattachés unterhielt die «Stavka» auch eigene Netzwerke, die unabhängig von denen der Militärattachés wirkten,

von Letzteren aber logistisch unterstützt werden sollten. Darüber hinaus unterhielten grosse Truppenverbände spezielle Netzwerke.

Die zentrale geographische Lage mit Grenzen zum Deutschen Reich, der Österreich-Ungarischen Doppelmonarchie und Italien (relevant vor dem italienischen Kriegseintritt im Mai 1915) machte die Schweiz zur einer nachrichtendienstlichen Drehscheibe (was sich im Zweiten Weltkrieg wiederholen sollte). Der russische Militärattaché Golowan, der mit seinen Amtskollegen in Rom, Den Haag und Paris zusammenarbeitete, verfügte beispielsweise im Jahr 1916 über zwei Agentennetzwerke und dreizehn Einzelagenten, wobei diese Anzahl nur einen Bruchteil der von russischer Seite in der Schweiz beziehungsweise von der Schweiz aus eingesetzten Agenten (von denen vielfach nur die Tarnnamen überliefert sind) ausmacht. Ihnen standen die Nachrichtendienste der militärischen Gegner sowie derjenige der Schweiz entgegen, wobei die Schweizer Spionageabwehr im Nachgang zur Obersten-Affäre restrukturiert wurde und dadurch an Effizienz einbüßte.

Kehren wir nun zu den Depeschen des Militärattachés Golowan zurück: Abgesehen von den punkto erwähnter Themen mehr oder minder zufällig wirkenden Berichten seiner Agenten stützte sich Golowan häufig auf die schweizerische beziehungsweise österreichische Presse, auf Hörensagen sowie auf Quellen, die heute nicht mehr eruiert werden können. Angesichts der eingesetzten personellen Mittel und der damit verbundenen Kosten muten die erzielten Ergebnisse recht bescheiden an.

Fritz Stoeckli wirft mit seiner Studie ein Schlaglicht auf einen Gegenstand, der von seiner Natur her die Dunkelheit bevorzugt. Ihm gelingen dabei wertvolle Eindrücke in eine Welt, die nach heutigen Massstäben – Stichwort: Cyberspionage – weit entrückt wirkt. Der Band ist durch Abbildungen von Depeschen und Kartenausschnitten illustriert und durch mehrere Register erschlossen. Daneben enthält er im Anhang Kurzbiographien mehrerer Protagonisten der Ereignisse, darunter diejenige des Militärattachés Golowan, der sich nach der Oktoberrevolution der weissen Seite zuwandte und 1927 im Exil in Davos verstarb.

Georg Modestin



Ivan Andrey, *Des siècles de restauration à l'église Saint-Maurice de Fribourg,*
hg. von der Pfarrei Sankt Moritz in Freiburg,
Freiburg 2023, 226 S., Abb.

Diese Publikation in französischer Sprache enthält Untersuchungen zur Innenausstattung der ehemaligen Klosterkirche der Augustiner-Eremiten. Unmittelbarer Anlass der Veröffentlichung ist der Beginn der Restaurierung der Seitenaltäre der Kirche Sankt Moritz, die nach langem Unterbruch endlich angegangen wird. Ivan Andrey verfolgt die Veränderungen der Innenausstattung über einen langen Zeitraum. Jedes Werk wird in seinem weiteren Kontext betrachtet, also verortet in der Geschichte des Konvents, der Liturgie und der Kunstgeschichte – mit einem aufmerksamen Blick auf vergleichbare Werke in Freiburg und darüber hinaus. Die zahlreichen Farbfotografien, Grafiken und Planzeichnungen sind in sehr guter Qualität und grossem Massstab publiziert und mit ausführlichen Bildlegenden versehen. Text und Abbildungen ergänzen sich und erlauben dem Leser, die Argumentation nachzuvollziehen.

Die Publikation gliedert sich in fünf Kapitel: 1. Die Restaurierung des Retabels des Hochaltars der Bildhauer Spring, 1655–2014 (S. 13–67), 2. Das Hochaltar-Retabel in allen Details, eine Fotodokumentation (S. 68–92), 3. Das Heilige Grab in der Augustinerkirche, gemalt von Gottfried Locher 1783 (S. 93–131), 4. Die Restaurierung der Kanzel und des St. Annenaltars, 2022–2023 (S. 132–207) und 5. Die Priester im Dienst des Au-Quartiers 1848–2023 (S. 208–216).

Das erste Kapitel zum Hochaltarretabel der Bildhauer Spring beschreibt die Renovation und Restaurierung dieses ausserordentlichen Werkes während 360 Jahren. Im Auftrag des Priors Hans-Ulrich Kessler arbeiteten die Bildschnitzer Peter und Jacob Spring aus Pruntrut von 1606/07 bis 1616 an dem 13.50 Meter hohen Retabel mit seiner komplexen marialen Ikonographie. Zum Zeitpunkt seiner Vollendung war das Werk holzsichtig, nur Augen und Lippen der Figuren wurden farbig betont. 1655–1656 liess Prior Johannes de Judaeis die Architektureile des Retabels

vergolden. Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts wurde die Augustinerkirche im Stile des Neoklassizismus neu ausgestattet. Auch das Hochaltarretabel sollte diesem Stil angepasst werden. Nach intensiven Diskussionen entschied sich Prior Pelagius Bérard für einen Kompromiss. Hinzugefügt wurde ein schwarzer Stuckmarmor als Hintergrund für die holzsichtigen Figuren, die Vergoldung der Architektureile wurde beibehalten. 1807 waren diese Arbeiten abgeschlossen. Weitere Restaurierungen des 19. und 20. Jahrhunderts galten vornehmlich der Behandlung von Holzschädlingen. Anlässlich der letzten Restaurierung von 2012–2014 wurde das Retabel gereinigt und gefestigt. Die Marmorierung von 1807 wird beibehalten. Auffallend ist, wie häufig der Tabernakel und/oder die Predella des Retabels erneuert wurden (1656, 1733, 1744, 1807, 1930, 1956), um dem Zeitgeschmack und den sich wechselnden Frömmigkeitsstilen zu entsprechen. Eine Überraschung war die Entdeckung einer Wandmalerei in den Chorgewölben und Chorfenstern während der Restaurierung von 2012–2014. Sie imitierte einen grossartigen, reich gefalteten grünen Vorhang, der in der Barockzeit den Hochaltar aus seiner Umgebung heraushob. Vermutlich wurde der gemalte Vorhang um 1656 zusammen mit der Teilvergoldung des Retabels erstellt. Um 1783/84 wurde er mit weißer Farbe übermalt. Ein kleines Muster ist im nordöstlichen Chorfenster sichtbar.

Der zweite Schwerpunkt dieser Publikation ist die Entdeckung eines barocken Heiligen Grabes in der Augustinerkirche. Ivan Andrey verfolgt die Errichtung von Heiligen Gräbern nach 1600, die für die Feier der Osternacht eine wichtige Rolle spielten. Sie erlaubten in einem aufwändigen Dekor das Gebet vor dem Allerheiligsten, das in einer verschleierten Monstranz ausgestellt wurde, und die Inszenierung der Auferstehung, indem man die Monstranz durch die Figur des Auferstandenen ersetzte. 1665 wurde ein Heiliges Grab in der Friedhofskapelle der Augustiner eingerichtet. Als 1783 die Seitenschiffe der Kirche renoviert wurden, entdeckte man beim Abbruch des Allerheiligenaltars eine Grabnische mit einem «uralten» Gemälde der Grablegung Christi, das heute Adam Künimann zugeschrieben wird (datiert 1594). Prior Beat Kern entschied, diese Grabnische mit den «passenden» Kulissen zum Ausgangspunkt eines neuen Heiligen Grabes zu machen, das mit seiner vollen Installation immerhin 3.85 mal 3.30 Meter mass. Gottfried Locher malte auf Holztafeln anbetende Engel, eine Glorie mit Puttenköpfen, ein Antependium mit dem Wal und dem Propheten Jonas als Vorausschau der Auferstehung und zwei Bildtafeln, die Sockeln imitieren, mit Darstellungen der ehernen Schlange und dem Opfer Isaaks. Diese Bildtafeln konnten wie Theaterkulissen montiert beziehungsweise demontiert werden. Vermutlich war dieses Heilige Grab zur Feier des Ostertriduums bis 1848 in Gebrauch. 1910 wurden Teile in einer Abstellkammer entdeckt und

in das Museum für Kunst und Geschichte in Freiburg gebracht, weitere Teile wurden von Ivan Andrey im Kollegium St. Michael entdeckt. Der Autor erkannte die Zusammengehörigkeit der separat überlieferten Holztafeln und liess das eindrückliche Ensemble fotografisch rekonstruieren (S. 97, Abb. 56). Es ist das einzige fast vollständig erhaltene Heilige Grab der Barockzeit im Kanton Freiburg.

Die Restaurierung der Kanzel in den Jahren 2022–2023 ermöglichte es nachzuzeichnen, wie die Inneneinrichtung der Augustinerkirche immer wieder den ästhetischen Anforderungen der Zeit angepasst wurde. Die heutige Kanzel wurde in Zusammenhang mit einer Gesamtrenovation der Kirche 1594–1601 errichtet. 1786 wurde der Schaldeckel neu erstellt, er zeigt erstmals in Freiburg eine Kombination der Stilelemente des Neoklassizismus und der Neugotik. Das Dorsale und der Kanzelkorb wurden 1786 von Gottfried Locher neu bemalt. 1861 wurden die Architekturteile der Kanzel im Farbton Molasse bemalt, ausgenommen die Grisaiilen von Locher und die vergoldeten Teile. Bereits 30 Jahre später, 1890, liess der Rektor der Kirche Léon Esseiva die Kanzel (und die Seitenaltäre) von Paul Neumann aus Estavayer-le-Lac wieder in farbigem Stuckmarmor fassen. Diese Farbfassung wurde 2022–2023 restauriert.

Der Annenaltar gehört zu der Gruppe von vier Altären, die 1742 bis 1754 durch den Prior Anton Will in Auftrag gegeben wurden. Der Altaraufbau wurde Dominik Angerhofer anvertraut, das Hauptbild schuf 1746 der Maler Meinrad Keller. Aussergewöhnlich ist seine kühne Darstellung der Verkündigung der Geburt Mariens an die (sterile) Anna und Joachim durch einen Engel, der dramatisch auf die Eltern und den Betrachter zufliegt. Seine auffallenden Handgesten verweisen uns auf die wunderbare Erscheinung Mariens als die apokalyptische Frau, die unbefleckt von der Erbsünde ist, und auf Gottvater, dessen Segen das Geschehen bewirkt. Sankt Moritz war Sitz einer Annen-Bruderschaft, die 1508 einen Altar der Heiligen Anna errichtete. Von 1555 bis 1660 besass sie 2600 Mitglieder. Die Bruderschaft unterstützte das neue Retabel finanziell, der Auftrag selbst geht aber auf den Prior zurück. Während der Restaurierung 2022–2023 wurde die Übermalung von 1890 abgenommen und die reiche, differenzierte Farbigkeit von 1746 freigelegt.

Die Aufsätze von Ivan Andrey fassen wichtige Ergebnisse zur Geschichte und Kunstgeschichte der Klosterkirche der Augustiner zusammen, oft mit überraschenden Ergebnissen wie der Gesamtschau auf die Geschichte des Hochaltarretabels oder der Entdeckung des barocken Heiligen Grabs. Da der Kontext der Werke jeweils sorgfältig rekonstruiert wird, enthält das Buch zahlreiche Referenzen zur Ausstattung anderer Kirchen und Konvente in Freiburg, zur Klosterkirche der Visitandinnen, der Jesuitenkirche St. Michael, dem Kollegiatstift St. Nikolaus, der

Klosterkirche der Franziskaner, derjenigen der Zisterzienserinnen in der Maigrauge und der Pfarrkirche in Barberêche/Bärfischen (Heiliges Grab). Dies betrifft besonders Untersuchungen zu den Heiligen Gräbern und den Predigtkanzeln. Die präsentierten Ergebnisse und Überlegungen sind also nicht nur für die Freunde und Bewunderer der Augustinerkirche, sondern weit darüber hinaus von grossem Interesse.

Petra Zimmer



**Christoph Allenspach u.
Aloys Lauper, *Bâtir Fribourg au
20^e siècle. La Ville 1950–2000 –
Freiburg bauen im 20. Jahrhun-
dert. Die Stadt 1950–2000,*
Freiburg 2023, 416 S., Abb.**

«Städte bestehen nicht nur aus Häusern und Strassen, sondern auch aus Menschen und ihren Hoffnungen.» Dieses Zitat, das Augustinus zugeschrieben wird, verdeutlicht, dass Städtebau nicht allein ein technisches und planerisches Phänomen ist. Die Menschen, die – im Mittelalter wie im 20. Jahrhundert – als Zuwanderer in die Städte drängen, sind von der Hoffnung beseelt, dort besser leben und arbeiten zu können; sie suchen im urbanen Kontext eine Existenz aufzubauen, die auch noch für künftige Generationen Sinn macht. Mit solchen Gedanken sieht sich konfrontiert, wer das hier zu besprechende Buch aufschlägt. Es geht der Frage nach, wie in der Stadt Freiburg in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts gebaut wurde, und zeichnet anhand exemplarischer Bauten die grossen Linien der Urbanisierung nach. «Dieser erste Band einer geplanten Reihe zeugt von der materiellen, kulturellen und sozialen Bedeutung moderner Bauten, die oft unter Zeitdruck errichtet wurden, um dem Bevölkerungswachstum [...] gerecht zu werden» (S. 15), schreiben die beiden Autoren in ihrem Vorwort und bedauern die Tatsache, dass es der urbanen Entwicklung Freiburgs zwischen 1950 und 2000 «ausserhalb der Fachkreise an Anerkennung mangelt». Ihr Buch will diesem Mangel entgegenwirken und zugleich mit Vorurteilen, die sich oft hartnäckig halten, aufräumen.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat sich das Gesicht der Stadt Freiburg grundlegend verändert. Zu ihrem einzigartigen mittelalterlichen Baubestand, den repräsentativen Bauwerken des 18. Jahrhunderts und den durch Historismus und Jugendstil geprägten Quartieren kommen unzählige moderne und zeitgenössische Bauten hinzu: Wohnsiedlungen, Hochhäuser, soziale Wohnbauten, Geschäfts- und Verwaltungsgebäude, Kirchen und Schulhäuser, Mehrfamilienhäuser und Villen. Architekten und Ingenieure wie Beda Hefti, Jean Pythoud, Marcel Colliard, Otto Baechler, Charles Passer und Henri Gicot, um nur einige zu nennen, bringen zusammen mit innovationsfreudigen Bauunternehmern und Investoren frischen Wind in die Stadt und schaffen Lebens- und Arbeitsräume, die den – oft

kaum bewusst wahrgenommenen – Rahmen für unseren Alltag bilden. Dieses Bauerbe der jüngeren Vergangenheit, mehr als 500 Objekte, inventarisierten die Mitarbeitenden des kantonalen Amts für Kulturgüter unter Leitung des stellvertretenden Dienstchefs Aloys Lauper, tatkräftig unterstützt durch den unabhängigen Bauhistoriker Christoph Allenspach, um es in Wort und Bild zu erfassen, einzurichten, zu vergleichen und zu bewerten. Für die Publikation wurden die hervorragendsten und aussagekräftigsten Bauten ausgewählt, ohne dabei eine Maxime des britischen Architekten David Chipperfield (geb. 1953) aus den Augen zu verlieren: «Gute und schlechte Architektur unterscheiden sich durch die Zeit, die man für sie aufwendet.» Es gilt, im Kontext einer nachhaltigen Umweltgestaltung unseren Blick zu schärfen für die Lehren, die wir aus der jüngeren architektonischen und städtebaulichen Geschichte ziehen können, um die bevorstehende ökologische Wende erfolgreich zu bewältigen.

Schon einmal war in Freiburg ein «Verzeichnis zeitgenössischer Architektur» erstellt worden, das 181 Bauten, davon 29 im Kantonshauptort, aus dem Zeitraum 1940–1993 präsentierte. Die von einer Fachkommission des Freiburger Bau- und Raumplanungsamts 1994 herausgegebene zweisprachige Bestandsaufnahme war eine Schweizer Premiere, die auf die Initiative des Architekten François Martin zurückging. Schon damals zeichnete der Bauhistoriker Christoph Allenspach für die von Hermann Schöpfer gegengelesenen deutschsprachigen Texte verantwortlich. 550 Bauten aus dem ganzen Kanton bildeten das Ausgangsmaterial für das Werk, wobei sich die Auswahl an drei Hauptkriterien orientierte: ortsspezifische Einbettung, räumliche Gestaltung und Ausdruck der Architektur sowie historischer Kontext. Als herausragende Beispiele zeitgenössischer Architektur galten vor dreissig Jahren die Universität Miséricorde (1937–1941) von Denis Honegger und Fernand Dumas, die Scheibenhochhäuser der Wohnbaugenossenschaft Sicoop an der Route des Vieux-Chênes (1966–1972) von Jean Pythoud und dem Büro Architectes associés Fribourg (AAF) und der Neubau des Hauptsitzes der Freiburger Kantonalbank (1979–1981) von Mario Botta. Diese drei Bauten fehlen denn auch nicht im «Schweizer Architekturführer» (1994), den ich in meiner Miszelle «Wer zählt die Bauten, nennt die Namen? Freiburger Architektur und Freiburger Architekten» in den Freiburger Geschichtsblättern 76 von 1999 (S. 242–251) eingehend vorgestellt habe.

Mit ihrem für Bücherregale unpraktischen Querformat (23 × 30,5 cm) ermöglicht die neue Publikation einen vierspaltigen Satz. Offensichtlich war eine gewaltige Textmenge in Französisch und Deutsch auf den 416 Buchseiten unterzubringen. Hinzu kommen unzählige von Aloys Lauper zusammengestellte Abbildungen, die

für einmal nicht alle aufs Briefmarkenformat reduziert sind. Die grafische Gestaltung von Corrado Luvisotto und seinen Mitarbeitenden Reynald Mariéthoz und Anne-Laure Blanc ist höchst abwechslungsreich, spielt mit den vielen Möglichkeiten, welche die vier Spalten bieten, bringt auch ganzseitige Abbildungen, die den Satzspiegel respektieren, schliesst jede Beschreibung mit einer grau hinterlegten Spalte für Pläne und Zeichnungen ab und ruft uns etwas monoton auf jeder Seite den französischen und deutschen Buchtitel in Erinnerung, was den lebenden zu einem toten Kolumnentitel macht. Das Werk ist durchgehend in Schwarzweiss mit angenehm differenzierten Grautönen gedruckt, die lediglich bei einigen problematischen historischen Aufnahmen qualitätsmässig abfallen.

Der mit zurückhaltender Eleganz gestaltete Bucheinband weist auf dem vorderen Buchdeckel als Eyecatcher ein Detail des Hauptsitzes der Freiburger Kantonalbank von Mario Botta auf. Die abgerundete Form des scheinbar schwebenden Baukörpers schafft eine Dynamik, die durch die beiden infiniten Verbformen «bâtir» und «bauen» weiter betont wird. Auf dem hinteren Buchdeckel verweisen 36 kleine Bildmotive auf die Vielfalt der im Buch präsentierten Bauten und stellen zugleich ein kleines Ratespiel dar: Wer kann welche Objekte spontan identifizieren? Welche Sorgfalt man der Buchgestaltung zuteilwerden liess, beweisen überdies die beiden Vorsatzblätter, die zeigen, wie schön Sichtbeton sein kann.

Weder auf dem Einband noch im Haupttitel wird ein Verlag genannt. Dabei gewährleisten zwei gewichtige Institutionen die Herausgabe (und die Finanzierung) des Bands: die Sektion Freiburg des Schweizerischen Ingenieur- und Architektenvereins (SIA) und das Amt für Kulturgüter (KA) des Staats Freiburg. Immerhin werden beide im Impressum genannt. Dem Freiburger Verlag Faim de siècle und seinem Leiter Charly Veuthey ist es hoch anzurechnen, dass sie den Vertrieb übernommen haben und so dafür sorgen, dass der Band in die Buchhandlungen und damit auch in die Hände der Leser*innen gelangt.

Das Buch eröffnen die obligaten Vorworte, in diesem Fall fünf an der Zahl, verfasst von Staatsrätin Sylvie Bonvin-Sansonnens (S. 7: «Die Häuser unserer Eltern»), Stadtammann Thierry Steiert (S. 9: «In Freiburg ist auch die jüngere Baukultur schützenswert»), Alexandre Clerc, Dominique Martignoni, Eric Pichonnaz, Muriel Rey und Nicolas Yerly, die den SIA Sektion Freiburg vertreten (S. 11: «Freiburg neu entdecken»), und Stanislas Rück, Vorsteher des Kulturgüteramts (S. 13: «Die Moderne und das kulturelle Erbe»); als letzte melden sich die beiden Autoren Christoph Allenspach und Aloys Lauper zu Wort (S. 15: «Die Aktualisierung eines visionären Projekts»). Wie die Mitglieder des SIA Sektion Freiburg meinen, kann das Buch «im eigenen Wohnzimmer gelesen werden, macht aber auch Lust auf

einen Spaziergang, um durch die Stadt zu streifen und ungeahnte Aspekte aufzuzeigen» (S. 11). Umherstreifen und aufzeigen? Ist es der Spaziergang, der aufzeigt, oder das Buch, das umherstreift? Da sind wohl zwei Perspektiven im Schüttelbecher durcheinandergeraten, was allerdings in Anbetracht der titanischen Arbeit, welche die beiden Verfasser geleistet haben, genauso wenig relevant ist wie die paar stehengebliebenen Druckfehler.

Die Einführung von Christoph Allenspach, «Städtebau, Architektur und Ingenieurbau in Freiburg, 1950–2000. Gesichter der Moderne: das erneuerte Stadtzentrum und die dichten, begrünten Wohnsiedlungen an den Rändern» (S. 28–39), ist ein gehaltvoller Essay, den man in aller Ruhe lesen muss, um von der inhaltlichen Fülle nicht abgeschreckt oder gar erdrückt zu werden. Freiburgs architektonische und städtebauliche Entwicklung während der 50 Jahre, die der Rezensent mehr oder weniger bewusst miterlebt hat, erscheint als eine im Vergleich zur übrigen Welt stets etwas zeitverschobene Abfolge von Stilen und Tendenzen: Strukturalismus, Neue Tradition, Moderne – mit der Galternbrücke (1958–1960) als triumphalem Auftakt –, Spätmoderne, Tessiner Einflüsse und Spuren des Schweizer Minimalismus, der oft als «dritte Moderne» bezeichnet wird. Die 1950er-Jahre sind von Wohnsiedlungen geprägt, die das Ideal der Gartenstadt zu erfüllen suchen. Dabei beugen sich die städtischen Behörden willfährig den Vorschlägen der privaten und genossenschaftlichen Bauherren, obwohl sie zaghafte Versuche unternehmen, einen Ortsplan zu erarbeiten. Offensichtlich zieht man es vor, die durchaus innovativen privaten Büros gewähren zu lassen. Auf diese Weise lernen die Freiburger*innen überdies die Skelettbauweise nach französischem Vorbild und die «Renaissance von Formen der ländlichen Baumeisterarchitektur aus dem 19. Jahrhundert» (S. 29) kennen.

In den nächsten fünfzehn Jahren (1960–1975) erfährt Freiburg «in der Stadtentwicklung eine wirtschaftliche und städtebauliche Modernisierungswelle und eine Ausdehnung, die niemand für möglich gehalten hatte» (S. 30). Die Innenstadt verwandelt sich in ein modernes Geschäftszentrum, das zahlreiche Arbeitsplätze anbietet, während an den Stadträndern Grosssiedlungen aus dem Boden schießen. Die damit verbundene Zunahme des motorisierten Privatverkehrs macht der Stadt bekanntlich auch heute noch gewaltig zu schaffen. Die Wirtschaftsflaute der 1970er-Jahre setzt diesem Boom ein brüskes Ende. Die Jahre zwischen 1975 und 1990 sind durch «Sättigung im Baumarkt, Krise des Zentrums und Abwanderung in die Agglomeration» (S. 34) gekennzeichnet. Immerhin gerät dabei die renovationsbedürftige historische Bausubstanz der Altstadt zunehmend in den Fokus. Das Jahrzehnt von 1990 bis 2000 steht im Zeichen einer innerstädtischen Erneuerung,

zu der auch der Bau stadt eigener Wohnsiedlungen gehört. «Unter dem Druck einer wachsenden Bewegung für die Umwelt und die sanfte Mobilität fand eine Rückbesinnung auf die städtischen Räume der oberen Altstadt und des Zentrums statt» (S. 37). Im frühen 21. Jahrhundert stehen Denkmalpflege und Baufachleute, aber auch die Eigentümer vor grossen Herausforderungen: «Es wird selbst bei geschützten Bauten [der Jahre 1950–2000] viel Überzeugungsarbeit nötig sein, um die qualitätsvolle Bausubstanz für künftige Generationen zu erhalten» (S. 39). Schon jetzt sind einige betrübliche Verluste zu beklagen.

Die Abbildungen zu diesem Teil des Buchs sind grösstenteils mit zweisprachigen Kurzkommentaren versehen, die eine zweite Lektüreebene einführen und es den eiligeren Leser*innen erlauben, erste Eindrücke von den vorgestellten Einzel- und Grossbauten zu gewinnen. So findet man beispielsweise auf Seite 35 eine Abbildung des im Bau befindlichen Plaza (1962–1964) unter dem Stichwort «confrontation» – «Zusammenstoss». Für dieses Gebäude, das zu Recht keine Aufnahme in die Auswahl fand, musste das altehrwürdige Hotel-Restaurant «Schweizerhof» abgerissen werden. Dass dem danebenstehenden Bau der «Viennnoise» eigentlich das gleiche Schicksal geblüht hätte, sieht man noch heute an der unterschiedlichen Höhe der Baulinien, die das Plaza zu einem Fremdkörper im Gefüge der oberen Lausannegasse machen.

Auf die Einführung folgt eine «Liste der Gebäude nach Baudatum» (S. 40–43), die als eine Art erweitertes Inhaltsverzeichnis dient und mit der im Anhang publizierten «Liste der Gebäude nach Adressen» (S. 410–413) korrespondiert. Beide Listen sind allerdings nur ein schwacher Ersatz für das schmerzlich vermisste Personennamenregister. Dass ein solches fehlt, mag einerseits mit dem hohen Arbeitsaufwand eines solchen Verzeichnisses zusammenhängen, weist aber auch darauf hin, dass in diesem Buch nicht die Architekten und Ingenieure, sondern ihre Bauten im Mittelpunkt stehen. An die Liste schliessen sich die 104 Baubeschreibungen an, die alle gleich aufgebaut sind. Um die Präsentation nicht zu überlasten, sind die Bezeichnungen der Bauten, die technischen Details und die weiterführende Literatur lediglich auf Französisch angegeben. Das gilt auch für die knappen Bildunterschriften. Jede Beschreibung beginnt mit einem kurzen, halbfett hervorgehobenen Lead, das sich nicht nur als Zusammenfassung der folgenden Ausführungen verstehen lässt, sondern auch eigene Akzente setzt. Greifen wir als Beispiel das Geschäfts- und Wohnhaus Antiglio & Solya (1959–1960) an der Petersgasse 2–4 heraus (S. 104–107). Die bauhistorische Einordnung findet sich mitnichten im ersten, sondern im letzten Abschnitt: «Das Gebäude ist für die Entwicklung der Architektur in Freiburg bedeutungsvoll, da es eine Tendenzwende von der

architektonischen Tradition der 1940er- und 1950er-Jahre zur zweiten Schweizer Moderne ankündigt» (S. 107). Das Lead lautet ganz anders: «Ein Unternehmer, André Antiglio, stellt die Baukunst in Freiburg auf den Kopf und setzt die Moderne der Nachkriegsjahre durch. Hatte er nicht 1938 zusammen mit dem Ingenieur André Marti das Unternehmen Routes Modernes gegründet?» (S. 106) Mit solchen auflockernden Formulierungen und suggestiven Fragen wird die Neugier der Leser*innen geweckt, die sich so gerne mitnehmen lassen auf einen Ausflug in die Freiburger Vergangenheit.

Den meisten Baubeschreibungen werden eine oder zwei Doppelseiten zugelassen, doch zehn Gebäude erhalten je sechs Seiten. Dabei handelt es sich teils um Einzelbauten wie das Physik- und das Physiologie-Gebäude der Universität Freiburg (1964–1968), die Hauptpost Tivoli (1968–1972), das Institut Notre-Dame Jolimont (1965–1967/1972–1973), den neuen Hauptsitz der damaligen Freiburger Staatsbank (1978–1982) – die Umbenennung in Kantonalbank erfolgte 1998 – und die Erweiterung des Museums für Kunst und Geschichte im alten Schlachthof (1979–1981), teils um Wohnsiedlungen wie die Cité Schoenberg-du-Milieu (1962–1966), die Cité du Levant (1968–1971), Les Hauts de Schiffenen (1973–1985) und die Pilotsiedlung der Sicoop mit der Résidence des Vieux-Chênes (1976/1978–1979/1984–1988). Etwas aus diesem Rahmen fällt das Pfarreiquartier Christkönig mit der Pfarrkirche, den Wohnhochhäusern und einem Wunschtraum gebliebenen Campanile.

Spannen wir zunächst einen Bogen vom ältesten zum jüngsten Gebäude. Die erste Beschreibung gilt den Bauten der Basler Versicherung am Bahnhofplatz und an der Bahnhofallee (S. 44–47). Das Bauland hatte das Unternehmen bereits 1938–1939 erworben. Damals standen hier fünf alte Häuser, die in Bahnhofnähe einen idyllischen Winkel mit Gewerbebetrieben, Wohnungen, Viehställen und einer Schmiede bildeten, letzte Erinnerung an eine Zeit, als man sich an diesem Ort außerhalb der Stadt befand. Seit 1951 geben die Gebäude des Basler Architekturbüros Vischer den Ton vor für die Erneuerung des Bahnhofbereichs: «modern, aber doch moderat mit der Verkleidung aus Travertin vor dem Betonskelett, die Fassaden mit ‹Stil›, doch ohne unnötige Akzentuierung, eher elegant in den Linien und der räumlichen Gestaltung als durch eine Fülle von Materialien» (S. 46). In der französischen Fassung ist übrigens von «matériaux clinquants» (S. 44) die Rede, nicht von einer Fülle, sondern von auffälligen Materialien.

Die letzte Beschreibung ist einem Kultraum gewidmet, der 1999–2000 vom Büro Chappuis und Simonet im Montreversgraben errichtet wurde. Die Konventkapelle Notre-Dame-du-Mont Carmel besinnt sich auf das Wesentliche, ist durch

bescheidene Materialien wie Holz gekennzeichnet und wird aufgrund ihrer modernen Bandfenster und Fensterschlitzte in ein diffuses Licht getaucht, das der Kontemplation dient, «ein einfacher und warmherziger Ort im Einklang mit dem karmelitischen Gebet» (S. 402). Zwischen dem Komplex aus Büro- und Wohnräumen einer Versicherungsgesellschaft in Bahnhofnähe und der abgeschiedenen Kapelle einer Klostergemeinschaft machen uns die übrigen Baubeschreibungen mit einer schlicht überwältigenden Fülle unterschiedlichster Bauten bekannt. Niemand wird wohl diese 104 Texte an einem Stück lesen; dazu sind sie auch gar nicht da, sondern sie bieten uns die Möglichkeit, uns jeweils, wenn uns der Sinn danach steht, mit einem Einzelgebäude oder einer Wohnsiedlung auseinanderzusetzen. Doch schon allein das Blättern in diesem Werk bereitet dank der sorgfältig ausgewählten Bildvorlagen ein visuelles Vergnügen, dem sich niemand so leicht entziehen kann.

Beginnen wir unsere Erkundungen der Baukultur der Jahre 1950–2000 am Bahnhof, dessen Vorplatz erst zu Beginn der 1950er-Jahre zum ersten Mal eine der Ankunft in oder der Abreise von Freiburg angemessene Form erhielt. Dazu gehörten eine verkehrsreiche Zone vor dem Eingang und eine Bushaltestelle, mit deren Bau der Gemeinderat den Architekten Otto Baechler (1918–1974) beauftragte (S. 72–75). Dieser Aubette (Unterstand) genannte Bau zeichnete sich durch eine für das Freiburg des Jahrs 1953 verblüffende Modernität aus und bildete eine Serie mit zwei anderen bescheidenen Nutzbauten: mit dem Pavillon am Georges-Python-Platz (Charles Moehr, 1949) und dem Unterstand an der Metzgergasse (Albert Cuony, 1949). Doch offenbar war das des Modernen zuviel. Alle drei Bauten wurden um 1980 abgerissen. Die Aubette umfasste zwei Kioske für Tabak und Zeitungen beziehungsweise für Blumen und Gemüse sowie zwei Telefonkabinen. Die bauliche Einheit gewährleistete ein grosszügiges, scheinbar schwebendes Flachdach mit Werbeträgern, unter denen die berühmte Villars-Kuh von Martin Peikert (1921/1928) nicht fehlen durfte. Fremde Reisende wie Einheimische wurden so darauf aufmerksam gemacht, dass man sich hier in der Schokoladenstadt Freiburg befand (wenn auch die Fabrik Chocolat Villars bis 1906 auf Gemeindegebiet von Villars-sur-Glâne gelegen hatte). Seit 1981 wird der Platz vor dem Bahnhof durch das hässliche Kunststoffungetüm verunstaltet, dessen Abriss im Rahmen der Neugestaltung dieses Sektors gottlob beschlossene Sache ist.

Wie hätte sich wohl der Grossraum Freiburg entwickelt, wäre ein 1954 vom Ingenieur Beda Hefti vorgelegter Plan für den Neubau der Galternbrücke ausgeführt worden. Der Erbauer des Mottafreibads sah eine zweigeschossige Bogenbrücke für die Autobahn N1 und die Kantonsstrasse sowie den Erhalt der Hängebrücke von

1832–1834 als Fussgängerübergang vor. Zwar blieb dieser Vorschlag Papier, doch man darf den Neubau der Galternbrücke von 1958–1960 (S. 96–99) zu Recht als «eine der elegantesten Zwillingsstabbogenbrücken der Schweiz» (S. 99) bezeichnen. Der Entwurf stammt vom Ingenieur Henri Gicot (1897–1982, nicht 1892, wie fälschlich angegeben), der für die Ausführung mit dem Ingenieur Pierre Brasey (1909–1994) zusammenarbeitete. Den Auftrag für die Lehrgerüste erhielt Gilbert Vial (geb. 1941) in Montécu, der für die Arbeiten Alfons Coray (1906–1980) aus Locarno beizog. Dessen Vater Richard, der 1869 und nicht 1969 geboren wurde (der Druckfehlerteufel wütet hier auf kleinem Raum besonders stark), hatte übrigens die Lehrgerüste der Pérrolles- und der Zähringerbrücke errichtet.

Ein Abriss, der auch heute noch hohe Wellen schlägt: «Der Abbruch dieses ‹technisch ausserordentlichen und ästhetisch revolutionären› Gebäudes war ein grosser Verlust für das Freiburger und Schweizer Kulturgut des 20. Jahrhunderts» (S. 110–113, hier S. 113). Von welchem Bau ist hier die Rede? 1993 musste das Braugebäude der Brasserie Beauregard trotz heftiger Proteste einem Büro- und Wohnblock der Pensionskasse des Staats Freiburg weichen. Im Jahr 1961 war das Bauwerk des Zürcher Architekten Werner Stücheli (1916–1983) und des Zürcher Ingenieurs Walter Groebli (1900–1975) eingeweiht worden. In einem transparenten Stahl-Glas-Gehäuse standen sieben gewaltige Kupferkessel. Rot bemalte Stahlstützen verliehen dem Gebäude einen feierlichen Eindruck. «Die dem Publikum zugängliche Empfangs-Terrasse war überdeckt mit einer dünnen Betonplatte, die im Zentrum geöffnet war und von schlanken Metallsäulen getragen wurde. Sie schien über dem Gebäude zu schweben. [...] Selten hat ein Industriegebäude die Harmonie zwischen Funktionen, Formen, Räumen und Strukturen so überzeugend ausgedrückt» (S. 112–113). Eine Harmonie, die auch dem Rezensenten noch in bester Erinnerung ist, doch einer rücksichts- und hemmungslosen Immobilienspekulation zum Opfer fiel.

Als in städtebaulicher wie architektonischer Hinsicht vorbildliche Wohnsiedlung ist die Cité Schoenberg-du-Milieu (S. 166–171) zwar in die Jahre gekommen, und ihre unsachgemäß verunstalteten Fassaden sollten renoviert werden, doch handelt es sich immer noch um eine Anlage, die im «freiburgischen wie schweizerischen Kontext von ausserordentlicher Qualität ist» (S. 171). Die beiden Zürcher Architekten William Dunkel (1893–1980) und Marcel Thoenen (geb. 1935) sowie ihr Freiburger Kollege Georges Schaller (1929–2006) sahen 1962 in sieben Gebäuden 337 Wohnungen vor, und der Bauherr Louis Bulliard (1921–2010) versprach mit «Frische Luft – Aussicht – Sonne – Ruhe» ein angenehmes Wohngefühl in einem Landschaftspark. Selbst wenn einige der angekündigten Gemeinschaftsanlagen auch heute noch fehlen, wurden hier «sowohl ein neuer Typ des Wohnhauses

im Park wie auch ein neuer Typ der Wohnung mit offenem Grundriss, optimaler Besonnung und attraktiver Aussicht realisiert» (S. 171). Einen ähnlichen Vorbildcharakter hat auch die Cité du Levant (S. 236–241), die 1968–1971 im Torryquartier entstand. Der Architekt Charles Passer (1927–2010) und seine Mitarbeiter entwarfen 27 Gebäude mit 288 Wohnungen und schufen damit «nicht nur einen neuen Standard des preisgünstigen Mietwohnungsbaus [...], sondern auch ein überzeugendes Beispiel des städtebaulichen Modells der ‹Nachbarschaft› mit der Trennung von Fahrwegen und Aussenräumen, der Mischung von Wohnungen in kleinen Einheiten am Hügel und in Hochhäusern auf der Krete, der städtischen Spiel- und Parkanlage und der sozialen Infrastruktur» (S. 241).

Das Non plus ultra des sozialen Wohnungsbaus in Freiburg dürfte die Wohnsiedlung der Sicoop Schoenberg (S. 242–247) sein, für die der visionäre Architekt Jean Pythoud (1925–2020) und das Büro Architectes associés Fribourg (AAF) verantwortlich zeichneten. Im Schatten von Le Corbusier entstand hier ein «architektonischer Wurf» (S. 245), der zu den «herausragenden Zeugen im internationalen Wohnungsbau der 1960er-Jahre» (S. 247) gehört. Die Begründung dieses hohen Lobs folgt umgehend: «Die Semi-Duplex-Häuser im Schönberg sind im europäischen Kontext der konsequenteste Entwurf mit innovativen Ideen für die rationellen Grundrisse und Erschliessungen, die es erlaubten, die Wohnungen von minimalen Grundflächen mit hohen funktionalen und ästhetischen Qualitäten zu realisieren.»

Zum Abschluss dieser unvollständigen Präsentation der freiburgischen Grossprojekte sei auf zwei weitere Wohnsiedlungen hingewiesen. Das zwischen 1973 und 1985 umgesetzte ehrgeizige Projekt Les Hauts de Schiffenen (S. 294–299) des Architekten Philippe Joye (1941–2024) sah eigentlich 600 Wohnungen für 2000 Personen vor, wurde jedoch durch die Finanzkrise der 1970er-Jahre gestoppt. Von bescheideneren Ausmassen ist die 1996–2003 errichtete Wohnsiedlung Sémiramis (S. 378–383) mit ihren 217 Einheiten. Das Architekturbüro Dominique Rosset (gegründet 1989) erhielt den Zuschlag für ein Projekt, das einerseits den bestehenden Baulinien des Pérallesquartiers und des ehemals als städtische Mülldeponie genutzten Pérallesgrabens folgt und andererseits an der Zeughausstrasse eine sechs Gebäude umfassende Hofrandbebauung aufweist. Das Ensemble «hat einen ausgeprägten innerstädtischen Charakter» und verfügt «mit dem Pérallespark über einen der seltenen grossen öffentlichen Grünräume der Stadt Freiburg» (S. 383).

Das Buch präsentiert nicht nur Grossüberbauungen, sondern auch Einfamilienhäuser. Drei seien hier stellvertretend herausgegriffen. In den Jahren 1955–1956 errichtete der Architekt Emilio Antognini (1914–1984), Bauleiter der Universität

Miséricorde und der Christkönigkirche, unweit der Poyakaserne für Roger Walter, Dozent am Lehrerseminar und Mitbesitzer der Sockenfabrik Walter AG im Montreversgraben, eine herrschaftliche Villa, die von neuklassizistischen Stilelementen geprägt ist (S. 82–83). Ein Portikus mit Treppe, eine freistehende Rundsäule, ein mächtiges Dachgesims, die Tragstruktur in Sichtbeton, der Rückgriff auf das ägyptische Dreieck, das den Fassadenrhythmus bestimmt: all das verweist auf den französischen Architekten Auguste Perret (1874–1954), der als Gründer des Betonklassizismus gilt. Das zweite Beispiel (S. 118–121) ist in jeder Hinsicht ein Sonderfall. An der Unteren Matte 37 nahm der Architekt Jean Pythoud 1960–1961 für den Künstler Teddy Aeby einen kühnen Eingriff vor. Die Brandmauern und die Vorderfassade des baufälligen Wohnhauses, das in seiner damaligen Form aus dem 19. Jahrhundert stammte, aber mittelalterlichen Ursprungs war, blieben erhalten, doch der Rest wurde ausgekernt. In den 4×18 m grossen Raum fügte der Architekt eine Beton-Stahl-Konstruktion ein, die keinen Dialog zwischen Alt und Neu sucht, sondern sich kompromisslos als moderne Architektur zu erkennen gibt. Das Projekt entsprach dem damaligen Baureglement der Altstadtzone, das allerdings in der Folge verschärft wurde, um zeitgenössische Eingriffe dieser Art in Zukunft zu unterbinden. Die Autoren kommentieren: «Beton zwischen den Bruchsteinmauern der mittelalterlichen Stadt! Die mutige Intervention von Jean Pythoud schlug hohe Wellen. Aus zeitlicher Distanz ist sie das Zeugnis einer neuen Baukultur auf der Suche nach Sinn und Qualität der Architektur und dem Versuch, im Bestehenden Neues zu wagen» (S. 120). Das Haus Kessler (S. 338–339), das der Freiburger Architekt Arthur Lotti (geb. 1942) entwarf, entstand 1987–1988 am Rand des Schönbergquartiers. Der kreuzförmige quadratische Grundriss spielt auf die Villa Rotonda (1566–1571) des italienischen Renaissance-Architekten Andrea Palladio (1508–1580) an, auf einen Typ der Villa suburbana, der bereits dem prestigeträchtigen Schloss La Poya (1698–1701) etwas ausserhalb der Stadt Pate stand. Die rohe Fassadenbehandlung mit ihrer Backsteingliederung ist ein Stilelement, das man von den Bauten Mario Bottas her kennt. So erweist sich dieses Bauwerk zum einen als gelungene Stilübung, zum anderen als anschauliches Beispiel für den von der Postmoderne propagierten Neopalladianismus.

Unter den zahlreichen Architekten und Ingenieuren, die das architektonische Erscheinungsbild der Stadt Freiburg zwischen den 1960er- und 1980er-Jahren entscheidend prägten, ist Marcel Colliard (1907–2008) zweifelsohne einer der produktivsten. Teils in Zusammenarbeit mit Kollegen, teils im Alleingang errichtete er eine ganze Reihe von Gebäuden, an denen wir täglich vorübergehen, ohne sie uns genauer anzuschauen, zum Beispiel die Grenette, die Häuser an der Petersgasse,

das Baloise-Hochhaus, die Hauptpost Tivoli oder das ehemalige Gebäude der Freiburger Staatsbank an der Pérollesallee 2. Als das Bahnhofsbuffet noch ein echter kultureller Treffpunkt der Stadt war, konnte man den Architekten, einen elegant gekleideten älteren Herrn, an seinem Stammplatz beim Kaffeetrinken und Zeitunglesen beobachten. Gemeinsam mit den Architekten Otto Baechler (1918–1974) und Charles Passer (1927–2010) schuf Colliard 1963–1965 zudem die Gewerbliche und Industrielle Berufsfachschule im Altquartier (S. 188–191), einen grosszügig belichteten Bau, der seit 1945 sehnlichst erwartet worden war. Das Projekt ist von der Gewerbeschule in Bern inspiriert, einem Musterbeispiel des Neuen Bauens in der Schweiz, entworfen von Hans Brechbühler (1907–1989), einem ehemaligen Mitarbeiter Le Corbusiers.

Die letzten Seiten des Buchs präsentieren zwei Tabellen und einen nie ausgeföhrten Wettbewerbsentwurf. Auf die erste Übersicht mit dem Titel «21 Wettbewerbe für Architektur, Ingenieurbau und Städtebau der Stadt Freiburg, 1959–2000 | 553 Projekte» (S. 404–407) folgt eine Doppelseite, die einem Wettbewerb von 1959 gewidmet ist und ein «Verwaltungsgebäude in Erweiterung der Staatskanzlei» vorstellt. Das Siegerprojekt des Architekten Pierre Dumas (1924–2004), ein langgestreckter zweiteiliger Bürobau, hätte den Charakter des Burgquartiers völlig entstellt, doch nahm das der damalige Staatsrat offenbar in Kauf. Erst nach massivem schweizweitem Widerstand liess er seine Vergrösserungspläne für die Staatskanzlei fallen. Die elf historischen Gebäude der Metzergasse, darunter das Freiburger Stadttheater, waren allerdings aufgrund ihrer Baufälligkeit dem Untergang geweiht. Die schliesslich gewählte Lösung – eine bescheidene Erweiterung der Staatskanzlei und eine Abfolge pseudohistorischer Gebäude mit Arkaden, entworfen vom Basler Büro Suter + Suter – fand trotz ihrer Fragwürdigkeit als Beispiel gelungener Denkmalpflege breite Anerkennung. Die zweite Übersicht besteht aus der bereits erwähnten «Liste der Gebäude nach Adressen» (S. 410–413), die für alle, die sich die Gebäude einmal vor Ort ansehen möchten, nützlich ist.

So kann dieses Nachschlagewerk allen empfohlen werden, die sich für die Baukultur der Stadt Freiburg zwischen 1950 und 2000 interessieren. Wie uns der Werbetext auf dem hinteren Buchdeckel weismachen will, war diese Zeit «eine unverkrampfte und dynamische Epoche». «Wer glaubt, etwas zu sein, hat aufgehört, etwas zu werden», legt uns der griechische Philosoph Sokrates ans Herz, und so bleibt zu hoffen, dass der Freiburger Architektur ihre Dynamik erhalten bleibt.

Hubertus von Gemmingen



Veranstaltung vom 9. Mai 2023: Bernard Altermatt führte den Geschichtsverein durch das Freiburger Rathaus und erläuterte die 2022 abgeschlossene Restauration.